

Die grundlegendere Effizienz

Mit Effizienzsteigerung und einem Ausbau der erneuerbaren Energien allein wird die Energiewende nicht zu schaffen sein. Es braucht eine dritte Strategie. Sie heisst Suffizienz und fragt danach, wie viel Energie es zum Leben wirklich braucht. In den Ohren der meisten klingt das nach Verzicht – aber was, wenn mit weniger Energie ein besseres Leben möglich wäre?

Text: **Marcel Hänggi**

Es war eine Energierevolution, wie man sie sich erträumt: Eine neue Energie tauchte auf, sie war erneuerbar und im Überfluss vorhanden. Diese Energie war das Gras der nordamerikanischen Steppe, und die Revolution bestand darin, dass die Prärieindianer im 18. Jahrhundert von den weissen Siedlern einen Energiekonverter übernahmen: das Pferd. Es wandelte die minderwertige Energie des Grases in Geschwindigkeit um. Das Resultat? Die zuvor sesshaften, friedlichen und ziemlich egalitären Sioux, Cheyenne und die anderen Stämme, die von Gartenbau und gelegentlicher Jagd gelebt hatten, verwandelten sich in die hierarchischen, machistischen Kriegerkulturen der Wildwestromane. Das Jagen war Teamarbeit gewesen und hatte den sozialen Zusammenhalt gestärkt; nun wurde es zur Ein-Mann-Show. Die Arbeit der Männer wurde leichter, die der Frauen härter: Ihnen oblagen die Pflege der Pferde und die Verarbeitung der Beute.

Fragwürdiges Paradigma

Es gibt in der heutigen Energiedebatte eine Grundannahme, die kaum infrage gestellt wird: Energie ist gut. Wohl verursacht ihre Bereitstellung ökonomische und soziale Kosten und schädigt die Umwelt. Aber wenn man sie mal hat, ist Energie gut, und Ziel einer Energiepolitik muss sein, mit möglichst geringen Kosten möglichst viel Energie zu gewinnen. Dass eine Gesellschaft zu viel Energie zur Verfügung haben könnte, ist diesem Denken fremd. Aber wenn man sich die Geschichte der Prärieindianer anschaut, dann litt diese Kultur genau darunter, dass sie plötzlich zu viel Energie hatte. Und wenn heute auf den

Strassen der Welt alle 25 Sekunden ein Mensch getötet wird, hat das nichts damit zu tun, dass die Energie der Autos «schmutzig», nämlich durch Verbrennen von Erdöl bereitgestellt wird. Sie würden auch überfahren, wenn alle Autos mit «sauberem» Solarstrom betrieben würden. Es ist die Energie selber, die tötet: 1,25 Millionen Menschen sterben weltweit jedes Jahr, weil es auf den Strassen zu viel Energie gibt.

Die Energiewende hat zum Ziel, die klimaschädigenden fossilen Energieträger, die heute den Grossteil unseres Bedarfs decken, mittelfristig loszuwerden. Ebenso soll die gefährliche Atomkraft verschwinden. Problematisch ist aber auch ein weiterer Ausbau der Wasserkraft, der Naturlandschaften beeinträchtigt und Kulturland zerstört, und ökonomisch tragbar sollte das Ganze auch sein. Gleichzeitig soll es weiterhin genug Energie für alle geben. Kann eine Energiewende unter diesen Umständen gelingen?

In fast allen politischen Papieren – so auch in den Entwürfen der bundesrätlichen Energiestrategie 2050 – sind zur Erreichung des Ziels zwei Wege vorgesehen: Effizienzsteigerung sowie Substitution der unerwünschten Energien durch erwünschte. Dasselbe tun mit weniger Energie: Das ist die Effizienzstrategie. Dasselbe tun mit anderer Energie: Das ist die Substitutionsstrategie. Bei allen denkbaren technischen Fortschritten, die noch kommen mögen: Nein, es wird nicht gelingen, mit vertretbaren Kosten genug saubere Energie für alle bereitzustellen – solange man nur auf diese beiden Strategien setzt.

Was passiert mit den Rüst- und Gartenabfällen, die die Winterthurerinnen und Winterthurer der wöchentlichen Grünabfuhr mitgeben?

«Genug» ist vielleicht schon zu viel

Aber was heisst denn eigentlich «genug Energie für alle»? Ist «genug» einfach die Fortschreibung der bisherigen Verbrauchstrends, korrigiert um den anzunehmenden technischen Fortschritt? Es gibt neben der Effizienz- und der Substitutionsstrategie noch einen dritten, ja eigentlich den naheliegendsten Weg, und er stellt die Frage, was genug sei: nicht dasselbe tun mit weniger oder dasselbe tun mit anderer Energie, sondern weniger tun. Es ist die sogenannte Suffizienzstrategie. Im Wort «Suffizienz» (oder deutsch: «Genügsamkeit») steckt der Wortstamm des französischen «suffire» – genügen.

Die Suffizienz taucht in der Debatte selten auf. Denn «Suffizienz» tönt nach Verzicht, Askese gar, und wer will schon verzichten! Aber was, wenn wir in einer Gesellschaft lebten, die wie die Prärieindianer des 18. Jahrhunderts mehr Energie zur Verfügung hat, als ihr guttut? Dann hiesse «genug»: weniger als heute. Weniger Wildwest-Machotum. Weniger Verkehrstote. Dann wäre das Ziel der Energiewende, genug Energie für alle, erreichbar.

Es ist im Grunde merkwürdig, dass «Genügsamkeit» einen so negativen Beiklang hat. Ist es nicht die vordringliche Aufgabe der Wirtschaft, Knappheit zu überwinden, also dafür zu sorgen, dass alle genug haben zum Leben? Nicht für die dominierenden Strömungen von Wirtschaftswissenschaften und Wirtschaftspolitik. Ihr oberstes Ziel heisst Wirtschaftswachstum. «Genug» ist da ein unbekanntes Konzept. Für die heute dominierende Ökonomie soll nicht die Wirtschaft den Menschen dienen, indem sie deren Bedürfnisse befriedigt, sondern unsere unbefriedigten Bedürfnisse dienen dazu, die Wirtschaft am Laufen – das heisst: am Wachsen – zu halten. Nichts kann eine solche Wirtschaft weniger gebrauchen als Konsumenten, die zufrieden sind mit dem, was sie haben.

Deshalb hat die Wirtschaft Strategien entwickelt, wie sie unsere Bedürfnisse nur vorübergehend befriedigt. Dass

Dinge schnell kaputtgehen und sich nicht reparieren lassen und Ersatzteile nach kurzer Zeit nicht mehr lieferbar sind, ist in vielen Fällen so beabsichtigt: «Geplanter Verschleiss» oder «planned obsolescence» heisst das in der Betriebswirtschaft. Und die Wirtschaft hat Strategien entwickelt, immer neue Bedürfnisse zu schaffen. Kein Wunder, breiten sich Werbebotschaften im öffentlichen Raum und auf allen Kommunikationskanälen so rasant aus. Wir müssen immer mehr konsumieren, um immer gleich zufrieden zu bleiben – und die Wirtschaftswissenschaft bezeichnet dies als «effizient».

«Es gibt in der heutigen Energie-debatte eine Grundannahme, die kaum infrage gestellt wird: Energie ist gut. Dass eine Gesellschaft zu viel Energie zur Verfügung haben könnte, ist diesem Denken fremd.»

Für den grossen Soziologen Max Weber war «Askese» die Voraussetzung – nicht der Suffizienz, sondern ihres Gegenteils, der kapitalistischen Wachstumswirtschaft. Nur

wer nämlich «asketisch» darauf verzichtet, Bedürfnisse sofort zu befriedigen, und Werte akkumuliert – statt mit dem Lohn sofort ein Bier zu trinken –, der kann die gesparten Werte investieren, um später noch mehr zu verdienen. Suffizienz hiesse: ein bisschen weniger Askese, ein bisschen mehr Entspannung.

Was heisst denn schon «Verzicht»?

Allein: Lässt sich Suffizienz in einem liberalen Staat erzwingen? Verzicht Menschen freiwillig? Zweimal nein. Aber darum geht es nicht. Was bedeutet nämlich «verzichten»? Jede gesellschaftliche Veränderung bringt Verzichte mit sich und schafft Gewinne. Insofern ist es müssig zu fragen, ob wir verzichten müssen, um ein zukunftsverträgliches Leben zu führen. Natürlich müssen wir – das tun wir nämlich immer. Stattdessen sollten wir uns fragen, *worauf* wir verzichten müssen, worauf wir ganz gerne verzichten – und was wir dabei gewinnen können.

Was jemand als Verzicht wahrnimmt, hat viel mit Gewohnheit zu tun. Was hat den Menschen in einem Land wie der Schweiz, das von Krieg und schweren Seuchen verschont blieb, in den letzten hundert Jahren am meisten Verzicht abverlangt? Man schaue sich alte Fotos öffentlicher Stras-

sen und Plätze an und die Antwort liegt auf der Hand: der Strassenverkehr. Strassen und Plätze waren einst Lebensraum. Hier wurde geplaudert, gehandelt und gespielt. Darauf verzichten wir heute und opfern Strassen und Plätze weitgehend einem einzigen Gerät, dem Auto. Aber kaum jemand nimmt diesen immensen Verzicht heute noch als solchen wahr, denn wir haben uns daran gewöhnt, dass wir kleinen Kindern jedes kindliche Verhalten im öffentlichen Raum abtrainieren müssen, weil sie sonst überfahren werden.

Man mag einwenden, der moderne Verkehr habe auch Vorteile gebracht, denn er habe die Menschen mobiler gemacht. Aber ist das tatsächlich so? Vor hundert Jahren haben Schweizerinnen und Schweizer durchschnittlich 70 Minuten pro Tag dafür aufgewendet, ihre Mobilitätsbedürfnisse zu befriedigen. Heute sind es, bei viel schnelleren Verkehrswegen und -mitteln, immer noch 70 Minuten. Das bedeutet: Die Wege sind genau proportional zur steigenden Geschwindigkeit länger geworden. Dabei sind wir nicht mobiler geworden, sondern betreiben nur einen grösseren Aufwand – gemessen in Kilometern, Infrastrukturkosten, Energie, Umweltverschleiss, Zersiedelung und so weiter –, um gleich mobil zu sein.

Strassen oder Wege des öffentlichen Verkehrs schaffen eben immer auch Zwänge, sie zu benützen: Wenn wegen des gut erschlossenen Einkaufszentrums am Stadtrand die Quartierläden schliessen, zwingt mich das zu längeren Einkaufswegen. Wenn ich auf dem Arbeitsmarkt gegen Mitbewerber bestehen will, die täglich 100 Kilometer pendeln können, muss auch ich dazu bereit sein. Wenn die Wohnungspreise entlang der S-Bahn-Linien explodieren, kann ich mir den kurzen Arbeitsweg nicht mehr leisten. Aber so, wie man aus lauter Gewöhnung übersieht, dass die Wachstumswirtschaft Verzicht fordert, übersehen die meisten, dass sie auch immer mehr Zwänge mit sich bringt. Eine suffiziente Verkehrspolitik würde den Verkehr

verlangsamen, wodurch die Wege wieder kürzer würden. Sie würde gleich viel Mobilität ermöglichen mit weniger Verkehr – und mit weniger Verzicht auf Strassen und Plätze als Lebensraum. Eine intelligente Suffizienzpolitik versucht nicht, Suffizienz zu erzwingen. Sie baut Zwänge ab, die suffizientes Verhalten erschweren. Sie mehrt die Freiheit.

Suffizienz ist grundlegende Effizienz

Was in der Energiepolitik vor allem fehlt, ist nicht die saubere, unerschöpfliche Energiequelle, sondern gesellschaftspolitische Fantasie, die uns anders über Begriffe wie «genug», «Verzicht», «Effizienz», «Mobilität» oder «Freiheit» nachdenken liesse. Wenn es möglich ist, dass eine Gesellschaft unter zu viel Energie leidet wie einst die Prärieindianer, dann muss Verzicht auf Energiekonsum nicht Verzicht auf ein gutes Leben heissen. Angst vor Verzicht ist Angst vor einer Veränderung des Gewohnten. Aber wenn wir nicht annehmen, in der bes-

«Eine intelligente Suffizienzpolitik versucht nicht, Suffizienz zu erzwingen. Sie baut Zwänge ab, die suffizientes Verhalten erschweren. Sie mehrt die Freiheit.»

ten aller Welten zu leben – und es wäre töricht, das zu tun –, dann kann Veränderung die Welt auch besser machen. Und wenn es schliesslich möglich ist, mit weniger Verkehr gleich viel Mobilität, mit weniger Konsum gleich viel, ja mehr Lebensqualität zu haben, dann ist Suffizienz nichts anderes als Effizienz – auf einer grundlegenden Ebene gedacht.

Marcel Hänggi

Marcel Hänggi ist Journalist und Buchautor in Zürich mit den Schwerpunktthemen Wissenschaft, Umwelt und Technik. Im Rotpunktverlag sind erschienen: «Wir Schwätzer im Treibhaus. Warum die Klimapolitik versagt» (2008) und «Ausgepowert. Das Ende des Ölzeitalters als Chance» (2011). Das nächste Buch erscheint 2015 und fragt danach, ob und wie technischer Wandel die Gesellschaft weiterbringt.

